Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 18 (2011)

Heft: 205

Artikel: "Einige haben eine Universität hinter sich, andere drei Jahre Schulbildung"

Autor: Kessler, Andrea / Iselin Karaiskakis, Irma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884737

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"EINIGE HABEN EINE UNIVERSITÄT HINTER SICH, ANDERE DREI JAHRE SCHULBILDUNG"

VON ANDREA KESSLER

Vor zwanzig Jahren gründete Irma Iselin Karaiskakis mit vier Freundinnen eine Deutschschule für fremdsprachige Frauen: die Aida. Ein Gespräch über das Erlernen von Sprachen, die Emanzipation und Fettnäpfchen im Dialekt.

Saiten — **Sie sind die Mitbegründerin und Leiterin der Sprachschule für fremdsprachige Frauen. Wie viele Fremdsprachen sprechen Sie selber?**
Irma Iselin Karaiskakis — Abgesehen von Deutsch? Vier. Französisch, Italienisch, Englisch und Griechisch. Mein Mann ist in Griechenland aufgewachsen. Als ich dort war, hielt ich es nicht aus, am Tisch nicht mitreden zu können. Also habe ich die Sprache gelernt.

Sie können also auch das griechische Alphabet?
Ja, ich wurde in Griechisch alphabetisiert. In Athen bin ich in eine kleine Schule gegangen, die mir oft in den Sinn kommt. Wir waren eine internationale Bande von Kursteilnehmerinnen und -teilnehmern, die aus verschiedensten Gründen Griechisch lernen wollten oder mussten.

Bei uns wird immer wieder verlangt, Deutschkurse für Migrantinnen und Migranten obligatorisch zu machen. Wie steht die Aida dazu?
Ich zweifle am Erfolg von zwangsverschriebenen Deutschkursen. Ich sehe darin aber eine ehrliche Absichtserklärung. Es ist ein berechtigtes Anliegen einer Aufnahmegesellschaft, dass die Leute die Sprache lernen, damit sie am Leben teilnehmen und sich selbständig bewegen können. Zudem gibt es bereits staatliche Integrationsvereinbarungen mit Leuten aus Drittstaaten. Das heisst aber noch nicht, dass das die Leute sind, die am wenigsten fähig wären, unsere Sprache zu lernen, oder am wenigsten integrationsbereit sind.

Wie reagieren die Menschen aus Drittstaaten auf die Verpflichtung, Deutsch zu lernen?
Viele empfinden es gar nicht als negativ. Es ist eher so, dass andere es als negativ empfinden, dass sie keine Integrationsvereinbarung bekommen und eigentlich auch davon profitieren möchten. Manche Frauen kommen mit Vereinbarungen, bei denen bin ich froh, dass sie die haben, weil sie sonst vielleicht nicht kämen. Es setzt auch ihre Partner ein Stück weit unter Druck, sie in die Schule gehen zu lassen. Es geht ja nicht nur ums Deutschlernen: Man geht hinaus, trifft andere Leute, macht etwas mit sich selber und lernt neue Dinge fürs Leben.

Also gibt es doch auch einen gewissen Zwang. Es kommen Frauen wegen der Integrationsvereinbarung, obwohl sie vielleicht gar keine Lust haben.
So erlebe ich das nicht. Es gibt Frauen, die lustlos hier sitzen, weil sie wegen ihrem Mann oder dem Sozialamt da sind, und es gibt solche, die mit Freude kommen und sagen: «Da ist meine Integrationsvereinbarung, ich darf jetzt einen Kurs machen!» Sie freuen sich und empfinden die Auflage nicht als polizeilich.

Was machen Sie mit jenen, die demotiviert in der Klasse sitzen?
Das machen sie nicht lange.

Was heisst das?
Kursteilnehmerinnen, die nicht motiviert sind, kommen oft nicht, sind krank, machen andere Termine ab und entschuldigen sich damit. Aber das ist nicht der Alltag. Die Atmosphäre ist nicht so: «Ou, wir haben so viele, die gegen ihren Willen hier sitzen, was machen wir bloss mit denen?» Der Alltag ist umgekehrt. Wir haben viele Kursteilnehmerinnen, die gerne Deutsch lernen, die es toll finden und Freude an ihrem Erfolg haben.

Integrationsvereinbarungen sind also insofern positiv, dass sie einen gewissen Druck auf Ehemänner ausüben können, ihre Frauen in den Deutschkurs zu schicken?
Es wäre für viele bequemer, das nicht zu machen. Die Frau ist daheim, sorgt für die Kinder, ist da, wenn er von der Arbeit kommt. Abgesehen davon kostet es nichts. In solchen Fällen finde ich es sehr gut, dass konkrete gesellschaftliche Erwartungen formuliert wurden. Dann gibt es aber immer noch die subtilen Mechanismen in der Familie. Wenn die Frauen darauf angewiesen sind, dass ihr Mann die Kinder hütet, dass er zu einer abgemachten Zeit nach Hause kommt, keinen Termin abmacht, wenn sie Schule hat. Dann finde ich: «Bitte sagen Sie Ihrem Mann, Sie müssen in die Schule, das hat jetzt Priorität. Er muss Ihnen den Rücken freihalten.» Er könnte ja auch zur Schule. An so kleinen Sachen sieht man, dass es nicht immer selbstverständlich ist für die Frauen, sich emanzipiert zu bewegen. Aber da sind viele Schweizerinnen auch nicht weiter.

Ist es für diese Frauen nicht eine ungeheure Herausforderung, sich praktisch von heute auf morgen emanzipiert zu geben?
Ob sich eine Frau für ihre Rechte einsetzt und diese wahrnimmt in dem Kontext, in dem sie lebt, ist eine internationale Frage. Das ist sicher ein schwieriger Prozess für eine Frau aus einem Land, in welchem sie sich nicht alleine in der Öffentlichkeit bewegen, alleine in ein Restaurant gehen kann. Aber es kommen auch junge Frauen, beispielsweise aus arabischen Ländern in Nordafrika, wo Bildung nicht unsexy ist. In der Aida haben wir Frauen aus über sechzig Ländern, mit fünfzig Muttersprachen, sie kommen aus allen Schichten, sind unterschiedlich alt. Sie haben ganz kleine oder erwachsene Kinder, angeheiratete Schweizerfamilien oder leben ganz in ihrem Kreis. Einige tragen Kopftücher, andere kommen bauchfrei. Einige haben eine Universität hinter sich, andere drei Jahre Schulbildung. Je mehr ich mit Ausländerinnen zusammenkomme, desto weniger gibt es für mich ein klassisches Bild.

Sie kommen schon lange mit fremdsprachigen Frauen zusammen. Sie haben vor zwanzig Jahren die Aida gegründet. Was war der Beweggrund?
In den Achtzigern habe ich im Frauenhaus St.Gallen gearbeitet. Ich habe gemerkt, dass es Frauen gibt, die ihre Scheidungsurteile, ihre Elternbriefe gar nicht lesen können – auch in ihrer Muttersprache nicht. Das war ein ganz neues Thema für mich: Analphabetismus bei uns. Aber im Rahmen des Frauenhauses hatte ich damals weder Zeit noch Möglichkeiten, dem nachzugehen.

Wie ging es weiter?
Als ich später in der Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen das Ressort Frauen und Schule hatte, versuchte ich, einen Alphabetisierungskurs zu machen. Ich habe die Frauen, die ich noch aus dem Frauenhaus kannte, angerufen und zum Tee eingeladen, und wir haben übers Schreiben und Lesen gesprochen. Sie haben mir gesagt, dass sie es gerne lernen würden, aber sie kein Geld hätten. Also habe ich eine Freundin gefragt, die Lehrerin ist …, so kam alles ins Rollen.

«Ich habe gemerkt, dass es Frauen gibt, die ihre Scheidungsurteile, ihre Elternbriefe gar nicht lesen können.»

Ist die Nachfrage nach Alphabetisierungskursen gleich geblieben oder hat sie abgenommen, weil die Frauen in ihren Heimatländern vermehrt Zugang zu Schulbildung erhalten?
Das haben wir lange gedacht, aber es ist nicht so. Die Alphabetisierung ist ein Angebot der Aida, das treu genutzt wird. Zugenommen hat der Graubereich zwischen Analphabetismus und Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben. – Das ist ein Thema, das auch in der Schweiz immer wieder mal aufs Tapet kommt, aber nie richtig den Durchbruch schafft. Eine erstaunlich hohe Zahl von Schweizerinnen und Schweizern haben Schwierigkeiten im Alltag mit Lesen und Schreiben. Das hat nichts mit Legasthenie zu tun, sondern damit, dass sie zu lange weg waren vom schulischen Lernen und Üben.

Man schämt sich zu sagen, dass man nicht gut lesen und schreiben kann.
Bei uns in der Schule ist das eben kein Tabuthema. Die Fremdsprachigkeit erlaubt den Frauen zu sagen: «Eigentlich kann ich gar nichts. Ich kann weder Deutsch noch Lesen und Schreiben. Furchtbar. Und von Grammatik verstehe ich auch nichts.»

Als ihr begonnen habt, gab es da schon andere Kursangebote, bei denen ihr hättet abschauen können?
Gerade für den Alphabetisierungsbereich wäre es wichtig gewesen – aber es gab kein brauchbares Lehrmittel. Es gab eines, bei dem wir nach fünf Wochen merkten, dass es zu schwierig war. Anfang der Neunziger war dieser Markt nicht erschlossen. Später wurde das Thema Integration gesellschaftlich relevanter. Da haben schon einige an differenzierten Lehrmitteln gearbeitet und es gab niederschwellige Lernhefte zu Alltagsthemen. Und der europäische Referenzrahmen etablierte sich. Was es immer noch nicht gibt, sind Referenzrahmen für Minus A1 – für die Alphabetisierungsphasen.

Der europäische Referenzrahmen teilt die Sprachkenntnisse von A1 (Grundkenntnisse) bis C2 (Muttersprachniveau) ein. In der Integrationsvereinbarung wird von den Migranten das Niveau A2 verlangt. Das ist aber für einige ein Problem.
Die Stufen, die bei A1 beginnen, sind ausgerichtet auf Leute, die in ihrem Heimatland eine Schulbildung hatten; auf Frauen und Männer, die lernen und abstrahieren können. Für uns sind diese Erwartungen ein wichtiges Thema. Wann hat jemand A2? Nach unserem Konzept braucht der Durchschnitt ein Jahr dafür. Es gibt Frauen, die finden das grässlich – sie möchten und können es in drei Monaten lernen. Bei anderen muss man fragen, wieviele Kinder sie haben, wie gross die Belastung ist, wieviel Bildung sie mitbringen, wie oft sie weg von Daheim sein können und wieviel Zeit sie für Hausaufgaben haben. Dann ist es realistisch, sich mehr Zeit zu geben – einige erreichen das Ziel nie. Ich glaube, der Durchschnitt der Schweizer Bevölkerung wäre genauso schnell oder langsam darin, eine Fremdsprache zu lernen. Kürzlich habe ich einen Dok-Film gesehen über ein Schweizer Ehepaar, das nach Südamerika ausgewandert ist und in den Spanischunterricht ging. Nach zwei Jahren hat der Mann gesagt: «Spanisch checke ich nie!»

Ist das Verständnis den Frauen gegenüber grösser, wenn man sich selber immer wieder in dieselbe Situation versetzt und eine neue Sprache lernt?
Das finde ich eine ganz wichtige Erfahrung: regelmässig in ein Land zu gehen, an einem Tisch zu sitzen, und nicht merken, um was es geht. Das war, wie gesagt, in Griechenland keine lustige Erfahrung für mich. Ich will meine Meinung sagen und als Person wahrgenommen werden. Die Sprache macht viel davon aus, wer ich bin. Aber nur weil ich die Sprache nicht kann, heisst es noch lange nicht, dass ich ein bisschen dumm bin oder ein bisschen zurückgeblieben.
Ach – und als Kind bin ich in einen romanischen Kindergarten gegangen. Aber davon weiss ich nichts mehr. Daheim haben wir es nicht gepflegt. Eigentlich schade.

Aber Ihren Dialekt haben Sie behalten.
Ach ja? Der ist schon ziemlich verfärbt!

St.Gallerisch tönen Sie gar nicht.
Meine Familie findet, ich würde furchtbar St.Gallern. Ich bin mit 25 Jahren nach St.Gallen gekommen und bin nun schon seit dreissig Jahren da. Dass man das merkt, finde ich nur natürlich. Ich kann doch nicht dreissig Jahre lang jeden Tag vom Morgen bis am Abend St.Galler-Deutsch hören und nichts annehmen. Das ist übrigens auch eine Schwierigkeit beim Deutschlernen in der Schweiz. Wir versuchen, keinen Mundart-Unterricht zu machen, aber wir wollen den Frauen einen gewissen Wortschatz beibringen, damit sie Alltägliches verstehen. Die Erwartung, dass sie selber Dialekt sprechen, haben wir als Schule nicht und müssen wir auch als Gesellschaft nicht haben. Es ist doch gut, wenn sie auf der Post und der Bank alltägliche Handlungen verstehen, aber auf dem Steueramt oder Einwohneramt soll man Hochdeutsch mit den Leuten reden, damit sie eine Chance haben. Es muss uns bewusst sein, dass diese Leute zwei Sprachen gleichzeitig lernen müssen. Die Integration soll nicht einseitig laufen, sondern wir können auch dazu beitragen. Das ist doch keine Schwierigkeit.

Es passiert aber auch das Umgekehrte, dass man Hochdeutsch spricht, bis es heisst: «Sorry, aber mit mir kannst du Schweizerdeutsch reden.»
Ich hatte einmal so ein herziges Erlebnis mit einer Mutter, die sich für einen Deutschkurs anmeldete. Sie hatte ihren Buben dabei und ich habe ihn auf Hochdeutsch gefragt: «Wie ist dein Name?» Da hat die Mutter gesagt: «Sie müssen Schweizerdeutsch mit ihm sprechen – er ist erst in der Spielgruppe.» Da fühlte ich mich schön ertappt (lacht).

Andrea Kessler, 1980, ist Redaktorin bei «Saiten».

TOM BRUNNER · *29 Jahre alt, arbeitet als Pfleger auf der medizinischen Intensivstation des Kantonsspitals St.Gallen.*

Behaupten Sie von sich, Sie seien ein guter Zuhörer?
Freundinnen und Freunde behaupten das jedenfalls von mir. In der Pflege ist Zuhören ein professionelles Instrument, um eine Beziehung zum Patienten aufzubauen. Wenn man auf die medizinische Intensivstation verlegt wird, stellen sich einem sehr lebensnahe Fragen und da ist man als Patient froh, mit dem Pfleger länger und tiefergehend sprechen zu können. Wenn ich merke, dass für einen Patienten ein Gespräch wichtiger wäre als beispielsweise die Körperpflege, dann disponiere ich um und setze Prioritäten.

Fallen Sie jemandem auch mal ins Wort, wenn er nicht mehr aufhört zu reden?
Natürlich, wir sind nicht zum Reden angestellt. Aber wie gesagt, wenn es dem Patienten um eine Krisenbewältigung geht, kapslen wir uns schon mal zusammen mit ihm ab.

Wie lange dauerte das längste Gespräch, das Sie führten?
Privat waren das sechs, sieben Stunden mit einem guten Freund, der psychische Probleme hatte. Im Beruf kann ich mich an ein Gespräch mit einer Frau erinnern, die an Krebs erkrankt war und wusste, dass sie bald sterben wird. Wir redeten zwei Stunden miteinander. Sie suchte Rat bei mir, da ich schon Leute auf diesem Weg begleitet habe.

Was war die absurdeste Geschichte, die Ihnen je aufgetischt wurde?
Oh, keine Ahnung. Ich höre so viel – von Familiendramen, Vergewaltigungen, Drogen, Prügeleien und so weiter. Damit kann ich umgehen, und wenn es wirklich heftig ist, können wir die Leute an unser Krisenmanagement vermitteln. Mir fährt es viel mehr ein, wenn sich zerstrittene Eltern am Todesbett ihres Sohnes anfeinden.

Bei wem laden Sie ab?
Ich behalte recht viel für mich und beschäftige mich in ruhigen Minuten damit, um einen Umgang zu finden. Ansonsten rede ich mit meiner Freundin oder mit zwei meiner besten Freunde.

Was können Sie nicht mehr hören?
Ich nehme alles ernst. Die Professionalität schützt einen natürlich auch – die Routine, wenn man so will. Ich weiss, wie ich zu reagieren habe, und bleibe in Situationen, die andere aufregen würden, sozusagen wertfrei. Schwieriger finde ich es ausserhalb des Spitals, ich ziehe nämlich fremde Leute geradezu magisch an, die mir ihre Lebensgeschichte erzählen wollen, egal, wie krass sie ist. Mir erscheint es manchmal unpassend, so viele persönliche Informationen zu erhalten.

MARIO SALVINI · *65 Jahre alt, schneidet seit gut vierzig Jahren in seinem Salon in der Goliathgasse in St.Gallen Haare.*

Behaupten Sie von sich, Sie seien ein guter Zuhörer?
Ja, das würde ich sagen. Ich rede zwar selber viel, aber in meinem Beruf muss man zuhören können. Coiffeure haben eine seelsorgerische Funktion. Die meisten Leute reden bei mir gerne, zumal der grösste Teil sowieso Stammkunden sind; man kennt sich also. Ich merke es, falls mal einer seine Ruhe haben will. Dass reden und zuhören zu unserem Job gehört, habe ich auch bei alten Kollegen gesehen, die zur Kundenpflege oft auf der Gasse unterwegs waren und sich in zig Vereinen engagierten.

Fallen Sie jemandem auch mal ins Wort, wenn er nicht mehr aufhört zu reden?
Eigentlich nicht. Natürlich gibt es hin und wieder grosse Plauderis, aber ich höre immer zu. Manchmal schweife ich vielleicht ein wenig ab in den Gedanken, aber ich muss mich schon konzentrieren, man sollte ja auch von Zeit zu Zeit nachfragen und das Gespräch am Laufen halten. Ich habe das Gefühl, Ärzte hören schlechter zu als Coiffeure. Ich musste bei einem mal laut werden und sagen, dass das, was ich eben geschildert hätte, mir im Fall ernst sei.

Wie lange dauerte das längste Gespräch, das Sie führten?
Die Kunden sind ungefähr eine halbe Stunde bei mir.

Was war die absurdeste Geschichte, die Ihnen je aufgetischt wurde?
Auf Anhieb fällt mir wenig Verrücktes ein. Ausser: In den Siebzigern und Achtzigern kamen viele Kunden verladen rein und erzählten auf einem LSD-Trip schon auch mal richtigen Stuss. Ansonsten dreht es sich meist um sich ähnelnde und eher harmlose Themen. Wobei, ich hatte einen Kunden, der hat oft von seinen Selbstmordgedanken geredet, aber er hat es schlussendlich nicht gemacht. Klar, da mischte ich mich ein und sagte ihm, er müsse auf sich aufpassen.

Bei wem laden Sie ab?
Nicht bei meinem Kollegen, wo ich mir die Haare schneiden lasse …

Was können Sie nicht mehr hören?
Da man in diesem Beruf zuzuhören lernt, gibt es so etwas nicht. Es ist ein Nehmen und Geben. Zwischen mir und den Kunden entsteht ein Vertrauensverhältnis. Zum Beispiel: Als ich zwei Jahre lang in Wuppertal Haare geschnitten habe, hatte ich viele Kleinkriminelle als Kunden. Wenn ich die abends im Ausgang traf, bezahlten sie mir alles. Sie sagten, ich müsse ja für mein Geld hart arbeiten. Da merkte ich, dass man vor seinem Coiffeur Respekt hat.

S
M